

Abend-



Zeitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Siebenter Jahrgang. Erster Band.

N^o 14.

Donnerstag, den 2. April.

1857.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; dieselbe ist wesentlich für Museen, Journale und Lesecircle sowie für Kunstvereine geeignet. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Skizzen aus Deutschland.

2.

Baden-Baden.

Eine culturhistorische Studie.

Wer auf der Rheinstraße von Basel nach Köln stromaufwärts oder stromabwärts zieht, und die herrliche Natur, die vielen historischen Denkmäler, und die großartigen Kunstwerke an den Ufern jenes Lieblingsstromes der Deutschen bewundert, welcher seit 18 Jahrhunderten vom Völkerverkehr belebt ist, und von der Römerzeit, durch das ganze Mittelalter hindurch, bis in die neue und neueste Völkergeschichte so vielfach bekämpft, und so vielfach gefeiert wurde — der wird nicht leicht versäumen, das reizende Baden-Baden zu besuchen, dieses kleine Paradies in dem großen und schönen Garten, den man das Badische Land zu nennen pflegt.

Baden-Baden ist für seine Besucher nicht minder einladend, als bequem gelegen. Genau in der Mitte zwischen Heidelberg und Freiburg im Breisgau, dicht neben der Bundesfestung Rastadt, und gleich weit von der Residenz Karlsruhe, wie

von Straßburg, der Hauptstadt des Elsaß entfernt, bezeichnet Baden-Baden einen natürlichen Ruhepunkt an der großen Heer- und Handelsstraße, welche den Ober- und Mittelrhein, die Schweiz und Frankreich mit Deutschland verbindet. Und doch ist der schöne Badeort von dem Lärmen und Treiben der Geschäftswelt weit genug entfernt. Denn er liegt nicht unmittelbar an der Hauptlinie der Eisenbahn von Mannheim nach Basel, sondern am Ausläufer einer kleinen Zweigbahn, welche in der Station Dossmündet, und den, Ruhe, Erholung und Genuß suchenden Reisenden in wenig Minuten in das stille Dosthal entführt, in welchem die berühmte Heilquelle entspringt, die sich mit malerisch gruppierten Schlössern, Villen und Parks, mit glänzenden Hôtels und brillanten Gesellschaftsräumen verschwenderisch geschmückt hat.

Es ist, als ob die Natur in Baden-Baden alle die Reize und Vorzüge habe vereinigen wollen, welche das weite, geseegnete Rheinthal vereinzelt zieren; und als ob die Kunst alle ihre Mittel habe anwenden wollen, um die Natur noch zu überbieten. Der poetische Zauber des einsamen Schwarzwaldes, und das milde Klima, die südliche Färbung der

Rhein-Ebene; die Fülle der Vegetation der Bergstraße, und der Weinsagen des Rheingaus; das bunte, lebendige Treiben einer Hauptstadt am Niederrhein, und die ernste Stille des Oberrheins — das Alles liegt in Baden-Baden so dicht und unmittelbar nebeneinander, als ob die vollendete Kunst eines Landschaftsgärtners das ganze Dosthal in einen Park verwandelt, und mit den schönsten Produkten des deutschen Landes verschwenderisch begabt hätte.

Auf den Bergen, welche die terrassenförmig angelegte Stadt unmittelbar rings umgeben, wechseln die üppigsten Laub- und Tannenwälder mit steilen und pittoresken Felspartien; die schönsten Punkte, mit köstlicher Fernsicht, zieren Ruinen und Burgen des Mittelalters, neben Denkmälern aus der Römerzeit. Hier blicken wir in die fruchtbare, städtereiche Rheinebene, die wir von Straßburg bis Speyer und Worms, begrenzt von den Vogesen und dem Hardegebirge, frei überschauen; dort öffnet sich eine Rundsicht des dicht bewaldeten Schwarzwaldes, vom Melsbocus und dem Kaisersstuhl bis zum Kniebis, von Heidelberg bis Offenburg; der Blick in das malerische Murgthal, und auf die Bergzüge des Rench- und Kinzig-Thales. An den Ufern der Dos geschmackvolle englische Parkanlagen, deren entgegengesetzte Enden zwei Klöster abschließen; und zwischen diesen Zufluchtsstätten der Priesterinnen einer anderen Welt, die Hallen der Priester des Hazardspiels, in den brillanten Sälen des Conversationshauses, deren Glanz mit dem der ersten Salons von Paris wetteifert. — Die tiefste Stille und die bescheidenste Zurückgezogenheit waltet hier dicht neben dem verschwenderischen Luxus der großen Welt und dem blendenden Glanze der Goldhaufen, auf den renommirtesten Spieltischen des Continents.

Auch die Künstlerwelt vereinigt sich aus den Centralpunkten Europas hier zur Saison, um der haute volée und haute finance die Concertsäle von Paris, London und Petersburg, in den Räumen des Conversationshauses zu ersetzen. — So gehen hier Lebensgenuß, Natur- und Kunstgenuß Hand in Hand, um dem verwöhnten Gaumen des blasirtesten Roué neuen Geschmacks am Leben, neuen Reiz zum Genuß zu bieten.

Durch Alles dies ist Baden-Baden zur Königin der Bäder des 19. Jahrhunderts erhoben wor-

den, und es erklärt sich, daß hier ein jährlicher Zusammenschuß von 30, bis 40,000 Fremden stattfindet, eine Zahl, welche die Frequenz der meisten übrigen Bäder bei weitem überbietet. Die allerwenigsten Badegäste sind hier Kranke, Heilungsuchende oder in beschränkten Verhältnissen lebende. Im Gegentheil gehört die Mehrzahl der hohen und höchsten „Gesellschaft“, oder dem reichen Handelsstande und wohlhabenden Bürgerstande an, die Alle nur Genuß und Zerstreuung suchen, den Luxus und Comfort des Lebens zu schätzen wissen, und ihre hohen Ansprüche hier, wie in keinem anderen Baderthe, befriedigt finden.

Baden-Baden gehört aber auch zu den ältesten und berühmtesten Heilquellen Europas. Es wetteifert im Alter und Ruhm mit Aachen und Wiesbaden. Hier, wie dort, haben die römischen Cäsaren und ihre Legionen, die deutschen Kaiser und Herren mit ihren Völkern, die Glieder in dieselben Quellen getaucht, welche heute noch den Repräsentanten der ganzen civilisirten Welt Erquickung und Heilung bieten. — Als die Römer unter Cäsar an den Oberrhein kamen, wohnten hier die Triboken, die mit Ariovist, Herzog der Markomannen, über den Rhein gezogen waren. Sie mußten dem kaiserlichen Adlerfluge weichen, und Tiberius und Drusus nahmen dauernden Besitz von dem Ländersstück des Oberrheins, bis zum Neckar und zur Donau, welcher, als das römische Gentland, auch nach der Tentoburger Schlacht unter der Herrschaft seiner Eroberer verblieb. — Baden wurde nun der Hauptort des Landes. Die Kaiser Hadrian und Antonin gründeten und verschönerten die Stadt und schlugen hier zuweilen ihren Hofhalt auf. Trajan that viel für den Flor der jungen Ansiedlung und brachte ihre Heilquellen in Aufnahme. Von Alexander Severus, welcher den Zunahmen Aurelius führte, erhielt die Stadt den Namen Aurelia, civitas aquensis. Mit Argentoratum (Straßburg), Saletio (Seltz) und Porta Hercyniae (Pforte des Schwarzwaldes, Pforzheim) war Aurelia-Baden durch Heerstraßen verbunden, von denen, außer der noch bestehenden Bergstraße, die eine gerade aus nach dem Rhein, die andere über die Höhen in den tieferen Schwarzwald zog. Die 3. 5. 8. und 14. Legion hatte in den Mauern Aurelias ihr Stand-

quartier; unter Kaiser Probus wurden hier die ersten Weinreben gepflanzt.

In den Gewölben des neuen Schlosses zu Baden, in dem sogenannten Behmgericht, welches auf römischen Grundmauern und Pfeilern sich erhebt, zeigt man noch einige römische Bäder. Andere sind verschüttet, werden bei Neubauten zuweilen entdeckt, aber meist wieder überbaut. So entdeckte man vor einigen Jahren, unter dem jetzt neu erbauten Dampfbade und auf dem davor liegenden Platz, ein schönes römisches Bad, das man — zerstörte und wieder verschüttete! Auf der Stelle der jetzigen Pfarr- oder Stiftskirche, auf dem Marktplatz, befand sich ein römischer Tempel, wovon man im Jahre 1808 noch einen gut erhaltenen Mosaikboden entdeckte. Diese Kirche ist bereits die sechste, welche, nach wiederholten Bränden und Zerstörungen, auf derselben Stelle errichtet wurde. — Von dem Grenzwall, den die Römer gegen den Einfall der östlichen Völker auf den Höhen des Schwarzwaldes errichteten, finden sich noch Spuren rings um Baden. Auf den Bergklippen, welche die Ebene beherrschten, an den Stellen, wo jetzt die Ruinen von Hohen-Baden, Eberstein-Burg und Yburg stehen, legten sie feste Kastelle an. Auf den 2250 Fuß hohen Stausen errichteten sie einen Walthurm, der in neuester Zeit wieder aufgebaut wurde. Nach einem Altar des Mercurius, den man auf dem Stausen fand, und der noch jetzt dort zu sehen ist, nannte man in neuerer Zeit den Berg selbst „Merkur.“ — Von den ehemaligen Römerstraßen zeugen verschiedene Meilenzeiger, die man aufgefunden hat. Ihre Inschriften berichten, daß sie unter den Kaisern Caracalla, Heliogabalus und Alexander Severus im dritten Jahrhundert gesetzt wurden. — Diese, und andere römische Antiquitäten, Altäre, Steinbilder, Gefäße, Säulentrümmern etc. hat man gesammelt, und in der alten Trinkhalle in der Nähe der Stiftskirche und des Dampfbades aufgestellt. Sie besteht aus einer, 100 Fuß langen Kolonade aus dorischen Säulen, und wird jetzt die Antiquitätenhalle (Museum palaeotechnicum) genannt.

Diese wenigen Trümmer, die letzten Ueberreste der Römerherrschaft, zeugen von der Vernichtungswuth der Alemannen, welche den römischen Grenzwall erstürmten, und das Zentland mit allen seinen

Bissen, Tempeln, Bädern und Castellen so gänzlich verwüsteten, daß die schöne, heitre Quellenstadt Aurelia fast spurlos von der Erde verschwand.

Erst nach Jahrhunderten erhob sie sich wieder, langsam und schüchtern, unter der Herrschaft der Merovingen, welche die Alemannen, und mit ihnen die uralten Götter verdrängten, und das Christenthum einführten, mit welchem sich allmählig Sitten und Gesinnungen milderten und veredelten. König Dagobert erbaute auf den verwilderten Ruinen der ehemaligen Aurelia eine Villa, die er dem Abt Ratfried von Weissenburg schenkte; und um die warmen Quellen des Dosthales sammelten sich nun, unter dem Schutz des Kreuzes und der Kirchenfürsten, nach und nach wieder menschliche Wohnungen, bis der neu entstandene Ort, Baden, kräftig genug ward, um als Hauptort des Dostgaus (Uffgaus) anzutreten, in welchem Kaiser Conrad II. der Salier eine Pfalz (auf dem noch jetzt sogenannten Balzenberg, Eingang des Dosthales) besaß. —

Zu wahrhafter Blüthe gelangte aber Baden erst wieder unter der Herrschaft der Markgrafen von Baden, welche im 12. Jahrhundert, zur Zeit des Barbarossa, das Land zum Lehne, und später zum Eigenthum erhielten. Markgraf Hermann IV. wohnte hier zuerst für beständig, (seit 1160) in dem alten Schloß Hohen-Baden, dessen Mauern schon den Römern Schutz verliehen hatten, und das sich jetzt neu aus den Trümmern erhob. Das alte Schloß ward der Wohnsitz von 20 badischen Fürsten. Unter ihrer Herrschaft wuchs Baden nach und nach wieder empor; es behauptete den alten Rang des Hauptortes im Dostgau, und wurde vom Bischof von Straßburg (1330) vergebens belagert. Zum Ende des 15. Jahrhunderts (1479) verließ aber Markgraf Christoph die alte Burg auf der Höhe, bezog das, von ihm auf römischen Trümmern erbaute neue Schloß, und erhob die Stadt Baden zu seiner Residenz.

Jetzt erst begann für Baden eine neue glänzende Zeit, welche 200 Jahre hindurch währte. — Markgraf Christoph brachte seine geliebte Badestadt wieder zu dem Ruhm und Glanz, den sie seit der Römerzeit, also über 1200 Jahre, verloren hatte. Unter ihm wurde der Ruf der Bäder so allgemein, daß die Zahl der Badegäste die, für die damalige Zeit, in Betracht der Verkehrsverhältnisse, ungeheure Zahl von

2—3000 Personen erreichte. Kaiser und Reich, so wie der Landesherr selbst, verliehen ihr große Freiheiten; eine strenge und weise Badeordnung zählte die zahlreichen, und oft nicht eben friedfertigen und mäßigen Gäste, aus aller Herren Länder, welche sich alljährlich im „Greiffen“, „Leuen“ und im „Baldrreit“ zusammenfanden. Das letztere Gast- und Badehaus steht jetzt noch und erinnert mit seinem alterthümlichen, wunderlichen Bau, und durch die, an ihn sich knüpfenden Sagen, an die zweite Glanzperiode Badens, zu Ende des Mittelalters, deren Ruhm die damaligen Dichter fleißig besangen. Als die Pest, im Jahre 1561 das ganze Land verheerte und bis dicht vor die Stadt, nach Badenschauern drang, den Badeort selbst aber verschonte — eine Thatsache, welche in Lied und Sage gefeiert, und durch die, zum Dank gestiftete Kapelle zu den „drei Eichen“ vereinigt wurde — mußte der Ruhm des Badeortes nur noch erhöht werden, der auch während der verheerenden Reformationskriege sich erhielt.

Der, in der neueren Geschichte beispiellose, unerhörte Frevel der Franzosen, welche das ganze badische Land und die Pfalz, zum Ruhme Ludwig XIV., wahrhaft vandalisch verwüsteten, dem das schöne Heidelberger Schloß und so viele Schlösser, Kirchen und Prachtbauten an den Ufern des Rheins zum Opfer fielen, traf auch die schöne Quellenstadt mit ganzer Schwere. Am Bartholomäustage 1689 ging die Stadt in Flammen auf; das alte, wie das neue Schloß Baden, — das unter dem katholischen Markgrafen Philipp II. bereits zum zweiten Male neu und prächtiger erbaut worden war — wurden verwüstet, und Baden lag abermals in Trümmern. Nur der Dagoberts-Thurm im jetzigen Schloßgarten, und einige Kreuzgewölbe, die noch erhalten sind, zeugen von dem alten Bau, der seitdem wieder erneuert wurde. Das alte Stammschloß Hohenbaden aber blieb seitdem Ruine, und zwar eine der schönsten und größten, die wir kennen. — Um dieselbe Zeit kämpfte der Herr des Landes, der berühmte Feldherr Markgraf Ludwig, siegreich gegen die Türken. Als er ruhmgekrönt in sein verödetes Land zurückkehrte, verließ er Baden, wählte Rastadt zur Residenz, und erbaute das dortige schöne Schloß. Seine geistreiche, schöne Gemahlin Sibylle ließ sich nach seinem Tode, während sie die Regentschaft führte,

das interessante Lustschloß Favorite, am Ausgang des Murgthales, im italienischen Styl errichten.

Baden, verwüstet, verarmt und als Residenz verlassen, wurde nun abermals ein kleiner, unbedeutender Badeort, wie der Schwarzwald deren Viele besitzt. Die, noch bestehende Seufzeralle war der einzige gebahnte Spaziergang, auf welchem während der Sommermonate einige heilungsuchende Kranke aus der Nachbarschaft sich versammelten, während die Gasthöfe zu Bauernwirthschaften herabgesunken waren.

Eine neue Staatsumwälzung brachte Baden zum dritten Male in neuen Flor, und zu größerem Wohlstand und Ruhm, als je zuvor. Es war die französische Revolution mit ihren unmittelbaren Folgen. Viele französische Emigranten fanden hier Schutz und Ruhe, und verpflanzten den Luxus von Paris zuerst hierher. Die Verwundeten der streitenden Armeen suchten hier Genesung. Besonders folgereich für Baden war der Rastadter Congreß, der bekanntlich 18 Monate dauerte, während dessen die vielen Gesandten häufig hierher kamen und so den Ruf Badens auch im Auslande begründeten, da die Stadt das Möglichste that, um den Anforderungen des Luxus der hohen Gäste und Fremden zu entsprechen. Die badische Regierung trug Sorge für neue, treffliche Einrichtungen, errichtete eine Trinkhalle, ein Gesellschaftshaus, verbesserte die Badeanstalten und — concessionirte eine Spielbank.

Von dem wachsenden Glanz des Badeortes geben die Badelisten das sprechendste Zeugniß. Während nach dem Rastadter Congreß, im Jahre 1800, Baden-Baden nur erst 400 Gäste zählte, war ihre Zahl im Jahre 1814 bereits auf 4000 gewachsen, 1830 auf 11,000; 1840 auf 20,000; 1844 auf 30,000; 1854 auf 35,000, und mit jeder Saison ist die Zahl der jährlichen Badegäste im Zunehmen begriffen. Während der Hauptsaison, im Juli und August, kommen täglich zwischen 300 und 500 Fremde hier an. Die Badeliste vom 1. August vergangenen Jahres zählte schon 22,000 Fremde auf.

Daß die Errichtung der Spielbank sehr wesentlich dazu beitrug, Baden auf seine jetzige Höhe zu heben, ist eine, leider nicht zu verschweigende Thatsache. Erst mit der Errichtung des neuen Conversationshauses und dem Contract des Spielpächters Chabert welcher, gestützt auf einen 16jährigen Pacht

zu jährlich 29,000 Gulden, im Jahre 1822 die grünen Tische in den brillanten Räumen des neuen Conversationshauses errichtete, wurde eigentlich die neue, glänzende Epoche für Baden herbeigeführt. Der Grund zu den höchst geschmackvollen, alljährlich erweiterten und verschönerten parkähnlichen Promenaden, die sich jetzt $\frac{3}{4}$ Stunden weit, von dem Bahnhof bis nach Lichtenthal erstrecken, wurde damals gelegt. Die alten Wirthshäuser genügten nicht mehr, neue palastähnliche Hôtels erhoben sich an den Ufern der Döb, und viele neue und geschmackvolle Privathäuser und Villen boten den zahlreichen Fremden, — unter denen namentlich viele deutsche fürstliche Personen, reiche Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen sich auszeichnen, die meist einen alljährlich wiederkehrenden Sommeraufenthalt hier nehmen — alle Vorzüge einer comfortablen Villégiatur. Der Luxus stieg von Jahr zu Jahr, namentlich seitdem der jetzige Spielpächter Benazet seit 1838 eine wiederholte, aber immer höher gestiegerte Spiel-Concession, (von früher zu 50,000 Gulden, jetzt zu 160,000 Gulden) sich erwarb, welche Summe jedoch hauptsächlich dem sogenannten Badefond zufließt, und von diesem zur Verschönerung der Stadt und Anlagen, sowie für milde Stiftungen und Anstalten verwendet wird, sodas der verwerfliche Zweck wenigstens guten Mitteln dient, und auch den Nichtspielern zugute kommt.

Sobald der ankommende Fremde entweder eines von den 30 bestehenden Hôtels und Gasthäusern — (unter denen das Victoria-Hôtel, der Englische Hof, der Rheinische Hof, der Europäische Hof, der Badische Hof und Zähringer Hof als Hôtels ersten Ranges; der Darmstädter Hof, der Hirsch, der Holländische Hof, der Französische Hof, der Russische Hof als Hôtels zweiten Ranges; die Blume, die Sonne, das Sichhorn, der Geist, der Grüne Winkel, der Ritter, der Engel, der Stern und die Stadt Baden als gute Gasthäuser dritten Ranges zu nennen sind) — sich ausgewählt, oder in einem der unzähligen Maisons garnis (wozu sich in der Saison fast die ganze Stadt verwandelt) sich eingemietht hat, wird sein erster Gang fast immer auf die Promenaden sein. Dort ist dreimal täglich, früh von 7 bis 8, Nachmittag von 3 bis 4 und Abends von 7 bis 9, Musik

im Riosque, die theils von dem Badeorchester, mit Unterstützung fremder Virtuosen, theils von der Badischen und Oesterreichischen Militärmusik aus Rastadt ausgeführt wird. Die Musik ist — wie alle Bademusik, aber sie erfüllt ihren Zweck, das Publikum zu versammeln und zu amüsiren, vollkommen. Namentlich wenn die Oesterreicher Musik des Regiments Bennedel unter ihrem Kapellmeister Koennemann sich hören läßt, ist die ganze haute volée versammelt, und man ist genöthigt, sich Stühle zu miethen, um im Freien Platz zu finden. Ein besonders rühmenswerther Vorzug dieser Musikgenüsse ist, das sie vollständig gratis sind, und dem Publikum damit nicht, wie in vielen anderen Bädern, eine Zwangssteuer auferlegt wird.

Wir nähern uns dem neuen Conversationshaus, zu welchem eine vierfache Allee von Kastanienbäumen führt, theilweise garnirt mit reichen Kaufbuden, in welchen die Industrieerzeugnisse Tyrols und des Schwarzwaldes, neben den neuesten und kostbarsten Pariser Mode-Artikeln feil geboten werden. Dem Conversationshaus zur Linken befindet sich ein, im ächten Pariser Styl eingerichtetes Café Restaurant, welches den höchsten Ansprüchen eines Gourmands entspricht; zur Rechten die schöne Buch- und Kunsthandlung von Marz, mit einer Leihbibliothek und zwei Lese-Cabinetten, die man Beide gratis (das eine nur gegen Karten, welche Benazet austheilt) besuchen kann. — Das Conversationshaus enthält vier Salons, ferner einen mittelgroßen und einen sehr großen Saal, die im Cinque-cente-, im Renaissance- und Roccoco-Styl mit großer Pracht von Benazet eingerichtet wurden. — Zwei davon sind Spielsäle, in denen Roulette und Trente-et-quarante von Mittags 12 Uhr bis Nachts 12 Uhr ihren Tribut einfordern von Allen denen, welche ihr Geld auf noble Weise und mit möglichstem Anstand los sein wollen, was ihnen denn meist auch in kürzester Zeit gelingt. Am Roulette darf nicht unter 1 Gulden, am Trente-et-quarante nicht unter 1 Fünffrancenthaler gesetzt werden. Roulette ist mehr für Dilettanten, Trente-et-quarante für die Spielvirtuosen; dort herrscht fast ausschließlich das Silber, hier das Gold und die Bankbillets. Auch in der Art, sein Geld zu verlieren, findet also ein standesgemäßer Unterschied statt, der sich überhaupt hier,

trog der Bade-Freiheit und Gleichheit, mehrfach bemerklich macht. Der Bürgerliche hat in den Hôtels sein table d'hôte um 1 Uhr, der Gleiche und Vornehme um 5 Uhr; die Lese-Cabinets sind ebenso getheilt; auch die Kunstgenüsse scheiden sich nach dem Rangunterschiede.

Das gewöhnliche Badepublikum hört nämlich nur die tägliche Musik im Freien, und ein Concert Sonntag Abends im großen Cursaale, in welchem sich in letzter Saison die Solisten Wulle (Clarinette) und Urban (Cornet à Piston) hören ließen. Für die Ausgewählten findet aber wöchentlich noch eine musikalische Soirée statt, und zwar in den, erst im vorigen Jahre neu angebauten, für gewöhnlich nicht geöffneten, und nur der haute volée zugänglichen Salons, die an Pracht und Geschmack Alles übertreffen, was man bisher in dieser Art, ausgenommen in königlichen Schlössern, zu sehen gewohnt war. — In diesen wahrhaft fürstlichen Räumen finden wöchentlich mehrere Bälle und Réunions, und (in letzter Saison zum ersten Male) jeden Donnerstag eine Kammermusik-Soirée statt, zu welcher Benazet sehr bedeutende Künstler gewonnen hat, wie Alard, Sivori, Lebouc, Wieniawski, Coßmann, Köckert, Servais, H. v. Bülow, Mad. Mattmann u. A. m. Als Sängerin wurde Frä. Anna Ferr engagirt, die während der Sommersaison sich meist in Baden aufhält, und hier ein eigenes Haus besitzt. —

Außer diesen Kammermusik-Soiréen, in denen man ausnahmsweise, der Pariser neuesten Mode entsprechend, nur klassische Musik hört, finden im August noch mehrere große Concerte mit Orchester statt, in denen theils berühmte Virtuosen auftreten, theils Orchesterwerke zur Aufführung kommen. Das erste große Concert mit vollem Orchester (der letzten Saison) fand am 4. August in den neuen Salons statt. Das zweite Concert am 16. August, dirigirte Hector Berlioz, der dazu eigens von Paris gekommen war. — Auch vier Opern-Vorstellungen fanden in dieser Zeit statt, zu denen die Mitglieder der Pariser Opera Comique nach Baden gekommen waren. Clapison hatte für diesen Zweck eine eigene Oper „Le Sylphe“ componirt.

(Schluß folgt.)

Die Historie von den drei Naturforschern,

oder

Der letzte Abend bei den Feuerschiffen.

Erzählt

von M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Sie schwuren sich die heiligste, unverbrüchlichste Freundschaft, und die rührende Scene der sich versterbenden Gemüther würde wahrscheinlich noch lange gedauert haben, hätte sich nicht urplötzlich aus einer so tief hangenden Wolke, daß der Hauptmast sie zu ragen, die hochgehende See über sie hinweg zu schäumen schien, ein heftiger Regen ergossen, der sie in ihre Kajüte hinabzusteigen nöthigte.

Ha! dachte ich, so etwas kann nur aus Deutschland kommen.

Aber seitdem die schwarzen Geschöpfe verschwunden waren, schien auch Friede und Ruhe vom Schiff gewichen.

Nach an demselben Abend verbreitete sich das Gerücht unter der Mannschaft, der Klabantermann sei gesehen worden. Ihr wißt Alle, meine Freunde, daß der Klabantermann ein geheimnißvolles Wesen ist, das sich sehen läßt, wenn dem Schiffe irgend ein großes Unglück bevorsteht, es thut keinem Menschen etwas zu Leide, sondern sitzt, eine trübe Nebelgestalt, melancholisch hingekauert, in einem finstern Winkel. Wenn man es genauer betrachtet, da wird man es gewahr, wie dem armen Dinge die großen, runden Thränen über die hageren Wangen fließen, es scheint ein rechtes Gefühl zu haben für das schwere Schicksal, welches ihm zu erfüllen anferlegt ist. Schmerzlich muß es in der That sein, so ein gutes, menschenfreundliches Herz zu haben, wie dieser Klabantermann ohne Zweifel hat, und doch, wo man einen Besuch abzustatten durch eine finstere, dämonische Gewalt genöthigt ist, nicht anders behandelt und angesehen zu werden, als wie eine Fenerkröte im Weinkeller oder gar ein Skorpion unter dem Kopflissen. Dieses Mal hat er in der Proviantkammer auf einem Sack grauer Erbsen gegessen, und der Provi-

antmeister, ein dicker rother Flamländer, ein Mensch, der wohl seinen Zwieback in des Teufels Bratpfanne getaucht; falls er derselben hätte nahe kommen können, hatte ihn gesehen, als er den zur Abendration auszutheilenden Krug Genevre ablangen wollte. Es hat ihn angeschaut mit dem trüben, verweinten Augen, so recht aus innerster, wehmüthigster Seele, und gekleidet ist es gewesen fast wie ein Marseiller Galeerenflave, mit einem blutrothen Käppchen auf dem hageren Scheitel, mit einem Säckchen von rothen Moiré und dunkelgelbem Beinkleide.

Wie der Proviantmeister in die Kammer kam, in der wir zum Abendbrod versammelt, seiner harrend saßen, da war er todtenbleich und konnte kein Wort hervorbringen. Der Krug mit Genevre war ihm beim Ersteigen der Leiter aus seiner bebenden Hand geschossen, und da schwamm nun der köstliche Genevre, der uns nach einem arbeitsschweren Tage erquickten sollte und der Klabautermann mochte sich am betäubenden Dunst leben.

Wie er aber nun die grause Mähr vermeldete, und nicht satt werden konnte, die Erscheinung des schauerlichen, unheilverkündenden Wesen bis in die kleinste, grellste Einzelheit zu beschreiben, da wurden wir bleicher denn der Tod, und riefen fast aus einem Munde:

„Es ist schon gut Proviantmeister, es ist schon gut!“

Daß wir den Abend ohne Genevre verbringen mußten, diente nur dazu, uns das Ereigniß und die daran geknüpften Schauer desto eindringlicher zu machen. Ach Gott! es war so bitter kalt, und die Männer auf der Wache heulten schier wie die Hunde vor Frost und innerem Mißbehagen; aber es hätte sich ja wohl Niemand den ganzen Abend mehr in den Proviantraum hinabgetraut, und wenn gleich an zehntausend See- und Volkenteufel gekommen, und wir mit einem Glase Wachholderbrauntwein und einer Hand voll grauer Erbsen unsere Seelen hätten loskaufen müssen.

Mir wurde bei der ganzen Geschichte gar wunderlich im Kopfe, tausend Mal verwünschte ich die Stunde, zu welcher der deutsche Gelehrte mit den abscheulichen Wesen in der Flasche zu uns an Bord gekommen; denn obgleich, wie ich nachher erzählen werde, ihr Verschwinden auf das Einfachste erklärt

wurde, so ist doch ein Seemann ein zu wunderlicher Mensch, um von einem einmal gefaßten Vorurtheile sobald wieder abzugehen, und das Erscheinen des Klabautermannes blieb nun einmal im ursächlichen Zusammenhange mit dem Verschwinden des dunkelen Gewürms! Schon lange vorher hatte Professor Ziegenmeller als ein unheimliches, zaubermächtiges Wesen gegolten, und man hatte denjenigen nicht ohne eine heilige Scheu betrachtet, dem es gelungen, jene räthselhaften Kreaturen in einem Fläschchen zu bannen.

Viel war darüber hin und her gestritten, ob das Wasser, in dem die Eidechsen schwammen, salzig oder süß gewesen wäre; natürlich gehörte nach unseren Begriffen salziges dazu, um einen in der Erscheinung einer Eidechse sich darstellenden Klabautermann am Leben zu erhalten.

Die Sache nahm kein Ende, an jedem seligen Abend, wenn die Dämmerung einsank und wir uns zum Nachessen setzten, blieb uns der Bissen vor Grauen und Entsetzen im Halse stecken. Jeder Tischgast, der die Treppe hinabstieg, hatte etwas Neues, etwas Schreckliches, Unerhörtes zu verkünden.

Der Eine hatte das ganze Drillingsgeschlecht der aus der Flasche entkommenen Genien in den Stagsegelnezen Arm in Arm in einander geschlungen ruhig liegen sehen, dem Anscheine nach schlummernd, aber mit weitgeöffneten, schwermüthigen Augen, in denen die Wolken und Sterne der Nacht sich in eigenthümlicher, befremdlicher Weise abgespiegelt, indem die hochschäumenden Wellen in wirbelnden Bogen über sie hinweggespritzt, ihre langen aschgrauen Haare verschlungen mit den Kämmen der Bogen.

Ein Anderer, dem es vergönnt gewesen, sechs Stunden lang sich auf der Boroberbramstange der Vogelperspective zu erfreuen, beschwor die Wunder, so er erschaut, bei der unverletzten Jungfrauschaft der Madonna und beim heiligen Chrisam des Königs Louis; es war dieser der Koch des Schiffes, ein gar frommer und gottesfürchtiger Mann, an dessen Aussage zu zweifeln wohl kaum gestattet sein möchte.

Sein ganzes Verbrechen, welches er auf vorerwähnter Stange abzubüßen gehabt, hatte darin bestanden, daß er während verzückender Extase seiner dies Mystereum und die Tiefe der Wesenheiten und die Aurora im Anfange erschauenden Seele — dem Kapitän

und den deutschen Gelehrten Senf, anstatt der Elixorien, in den Nachmittagskaffee gemischt.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

1.

Rhein = Klänge.

Von

Jean Richard.

Mein Lied.

Mein Lied, es ströme so mächtig, so hell
Aus des Herzens innersten Falten,
Wie der Rhein, an seinem silbernen Quell,
Aus der Felsen verborgensten Spalten.
Und, wie er rauschet den Alpen entlang,
So heiter erschalle, mein Jugendgesang!

Wie er nun umschlingt die wogende See,
Still träumend zu ihren Füßen,
So senke ich all' meine Lust, mein Weh,
In das Herz der Geliebten, der süßen.
So tief in ihr seeliges Auge ich schau,
Wie im See erzittert das himmlische Blau.

Bald grüßt ihn vom Ufer, mit Ephen umkränzt,
Das üppige Gold der Reben;
Der mächtige Strom, er wallet, er glänzt,
Zur Seite ein blühendes Leben:
So lockend, so blühend die Zukunft mir lacht,
Wenn ich im Arm der Geliebten erwacht!

2.

Sonntags = Stille.

Glockenläuten ruft zur Sonntagsfeier,
Hallt von Berg zu Berg am grünen Rhein,
Und die silberhellen Fluthen leuchten,
Mit den Wellen spielt der Sonnenschein.

In den Nachen singen frohe Menschen,
Die geschmückt zur Kirche thalwärts zieh'n;
Rings am Ufer laubumkränzte Reben,
Die von Fels zu Felsen aufwärts blüh'n.

D'oben, auf des Berges steilen Gipfel,
Blickt die ernste Burg zum sonn'gen Thal,
Und der Freude, und der Andacht Klänge,
Schwingen sich zu ihr, mit leisem Schall.

Flüsternd trägt der Wald die Klänge weiter,
Still und stiller wird des Rheines Lauf,
Hell und heller glänzt der Fluthen Spiegel:
Friedensklänge! Steigt zum Himmel auf!

3.

Abend = Feier

im alten Schloß zu Baden.

Waldes-Rauschen winkt der Sonne Bluthen
Zitternd seine letzten Grüße zu;
Vogelsang, in duf't'ger Bäume Fluthen
Biegt mich leise ein zur Abendruh;
Sinnend naht die Nacht zur stillen Feier,
Schweigend liegt die Welt im duf't'gen Schleier.

Und es schwebt auf ihren dunklen Schwingen
Die Vergangenheit zu mir herauf,
Zeigt der Menschen Träumen mir, und Ringen,
Ewig fruchtlos, schwankend ab und auf. — —
Leise klingt es in den Abendwinden:
„Sei getrost, auch du wirst Ruhe finden!“

4.

Menschen = und Vögellogik.

Von G. Treumund.

Wär's nicht so jämmerlich,
Wär' es fast lächerlich,
Wie doch die Menschen sich
Nimmer verstehn!

„Kritik!“ als Lösungswort
Tönet von Ort zu Ort,
Das heißt: „Im Andern dort
Will ich mich sehn!“

Ob — Grimm im Angesicht —
Sinkt wohl zum Stieglitz spricht:
„Weg deinen Schnabel nicht,
Bleib doch in Ruh!
Treibst du es nicht wie ich,
Bist du mir ärgerlich,
Darum, ich bitte dich,
Sei Ich, nicht Du!“?

Kunst und Literatur.

Poesie-Briefe.

Von
Adolf Stern.*)

IV.

Emanuel Geibels neue Gedichte.

Ein neuerer Dichter, dessen Laufbahn von den glänzendsten Erfolgen begleitet wurde, dessen „Gedichte“ in mehr als vierzig, dessen „Juniuslieder“ in einer entsprechenden Anzahl von Auflagen unter der Nation verbreitet sind, konnte begreiflicherweise den schärfsten, schroffsten Widersprüchen nicht entgehen.

Die Neuzeit scheint einmal so geartet, daß sich ein Allgemeines, ein Unantastbares nirgends feststellen lassen will. Wohl haben auch die Poeten früherer Zeiten mit Ungunst und Unkenntniß, mit Neid und Widerspruchsgeist zu kämpfen gehabt. Aber das Talent an sich, wie auch eine Partei über die Schöpfungen desselben denken möchte, ist doch kaum in Frage gestellt worden. Die moderne Kritik gesteht nichts zu, hat keine Gewissensbedenken. Sie verwirft in Bausch und Bogen, sie räumt weder Vorzüge der Leistungen, noch Leistungsfähigkeit ein — wenn sie sich einmal in der Laune befindet, dies oder jenes nicht zu erfassen.

Dem gegenüber bildet sich eine Anzahl von Schriftstellern, die, an der Möglichkeit verzweifelnd, einen künstlerischen Erfolg zu erringen, den äußerlichen für Alles halten. In der dramatischen Dichtung tritt dies am Beispiel der Charlotte Birchpfeifer hervor. Ist ihr Raisonnement nicht folgerichtig, wenn sie sagt: „Alle wirklich poetischen Bühnenversuche werden von der Kritik verneint. Hat man denn bis heute Heinrich von Kleist und Grillparzer anerkannt? Sind nicht bei den besten Arbeiten Hebbels, Otto Ludwigs, Gustav Freitags — von anderen ganz zu schweigen — Stimmen laut geworden, die vom Mangel alles Talents sprachen? Ich lobe mir meine Tantième und meine äußerlichen Erfolge!“

Es ist eine verzweifelt schwere Aufgabe, selbst für den ächten Dichter, der Kritik gegenüber seine außer-

lichen Erfolge nicht in Anschlag zu bringen, und aus dem wirren und wüsten Gestäube von Wohlwollen und Mißverständnis noch immer die Goldkörner der Wahrheit herauszulesen. Daß Emanuel Geibel dies über sich vermocht, und in seinen „Juniusliedern“ bereits, vor allem aber in den „Neuen Gedichten“, zu einer Reise, zu einer Vollendung gelangt ist, die sich im berühmten ersten Band seiner „Gedichte“ kaum in einzelnen Blättern ahnen ließ — das muß die Verehrer des Dichters und alle Freunde der Poesie mit hoher Freude erfüllen.

Geibels Ruf und Talent ist mit besonderer Hartnäckigkeit und Festigkeit von den Anhängern einer gewissen Krastrichtung in der Poesie, noch mehr aber von seinen politisch-religiösen Feinden, den Demokraten, angefochten worden. Die ersteren beschuldigten ihn der zerfließenden Weichheit, der flachen Oberflächlichkeit; die letzteren werden ihm selbst jetzt, nach den männlichen „Neuen Gedichten“ nicht verzeihen, daß er kein anderer Herwegh und Freiligrath geworden.

Aber auch abgesehen von diesen Parteistimmen, abgesehen selbst von jenen modernen Literaten, die einmal gegen Alles, was Dichtung und Kunst ist, beharrlich Opposition machen werden, weil sie bloß noch „Geist“ und „Journale“ für das neunzehnte Jahrhundert zu bedürfen glauben — konnten selbst der Poesie geneigte, wohlwollende und empfängliche Menschen etwas gegen Geibel in sich fühlen. Die immer wiederholten Anschuldigungen einer Trivialität, welche bloß durch formelle Vollendung verdeckt werde, einer Unbedeutendheit und salonmäßigen Zierlichkeit, die Geibel zum Lieblingsdichter der Boudoirs erhoben hätte, man lernte sie zuletzt in seine Gedichte hineinlesen, wenn man gerade noch Gesundheit und Unbefangenheit genug besaß, etwas derartiges nicht heraus lesen zu können.

Nun ist es freilich nicht zu läugnen, was an Geibels Dichtungen hauptsächlich „beliebt“ geworden ist, gehört (mit Ausnahme weniger schöner und unsterblicher Lieder) zu seinen unbedeutendsten Schöpfungen. Gedichte wie „Sanssouci“, „Im Grafenschloß“, „Wie es geht“, „Einer Emancipirten“, Gedichte wie die an

*) Vergl. Nr. 7 und 8 dieses Bandes.

Herwegh, an den König von Preußen und Clara Kugler, wie das Sonett auf Platen, die Dichtungen aus Griechenland, Gedichte wie „O Heimathliebe, Heimathlust“, „Frühlingshymne“ — Schöpfungen wie der „Troubadour“, „morgenländische Mythos“ und vor allem „König Sigwards Brautfahrt“ haben Geibel bei weitem nicht das zahlreiche bewundernde Publikum verschafft, welches die „stille Wasserrose“ fand!

Für dieses Publikum bieten die „neuen Gedichte“ so gut wie Nichts. Für die Freunde des sich rastlos entwickelnden, des bedeutenden Dichters Emanuel Geibel dagegen ist in dem (bei Cotta erschienenen) neuen Bande eine Ansbente enthalten, welche, wie schon gesagt, selbst die Juniuslieder nicht geboten. In der äußerlichen Erscheinung sind die beiden letzten Werke Emanuel Geibels allerdings gleich. Hier wie dort finden sich Lieder, hier wie dort Zeitgedichte, hier wie dort Distichen und Sprüche, hier wie dort epische Anläufe und Fragmente. Während aber zum Beispiel in den „Juniusliedern“ das epische Element nur so nebenher mit vertreten war, wird es in den „Neuen Gedichten“ zur Hauptsache, und diese erzählenden Dichtungen erheben sich zu einer Bedeutung, wie sie kaum noch andere Gedichte des Poeten hatten. „Judas Ischariot“, „die Sehnsucht des Weltweisen“, der „Tod des Liberius“, „der Bildhauer des Hadrian“, „Herakles auf dem Deta“, sowie einige andere Balladen und Romanzen von minderer Vollendung gehören zu dem Schönsten und Ergreifendsten, dessen überhaupt die gesammte neuere Poesie fähig ist. Erschütternd wirkt die Verzweiflung im „Bildhauer des Hadrian“

Sieh her, noch braun sind diese Haare
Und nicht das Alter schuf mich blaß,
Doch gab ich alle meine Jahre
Für einen Tag des Phidias.
Nicht weit des Volks erstaunend Gassen
Der Welt Bewunderung ihm gelohnt,
Nein, weil der Zeus, den er geschaffen
Ihm selbst ein Gott im Sinn gebront!

Da uns der Himmel ward entrissen
Schwand auch des Schaffens himmlisch Glück,
Wohl wissen wir's, doch alles Wissen
Bringt das Verlorne nie zurück,
Und keine neue Kunst mag werden,
Bis über dieser Zeiten Gruft,
Ein neuer Gott erscheint auf Erden
Und seine Priesterin beruft!

Ist es doch, als ob in diesen Zeilen sich die ganze Verzweiflung der Bessern in der untergehenden römischen Culturwelt zusammendrängt. In diesen, wie allen verwandten Gedichten, bewährt Emanuel Geibel eine historische Objectivität, die gleichfalls neu bei ihm ist. Eine Reihe anderer Dichtungen ist aus Geibels unausgesetztem Studium unserer mittelalterlichen Nationalepen hervorgegangen. Das Bruchstück „Valer und Anna“ liefert den Beleg, daß der Dichter auch an größere poetische Erzählungen gedacht und solche begonnen habe, ein abschließendes Urtheil läßt sich aber doch nach den vorliegenden Fragmenten noch nicht fällen, sondern es steht zu erwarten, wie das Ganze sich gestalten werde.

Unter den lyrischen Gedichten sind viele schon durch Mittheilung in Zeitschriften, Musenalmanachen und Anthologien bekannt geworden, und wir erblicken diese nun gesammelt mit erneuerter Freude und doppeltem Genuß. In den „Zeitgedichten“, besonders wo sie über Deutschland erklingen, thut sich eine tiefe Verbitterung kund, — eine momentane Hoffnungs- und Trostlosigkeit, der sich der Dichter jedoch in den klassischen Terzinen „Mein Friedensschluß“ (1850) entringt:

Wohl rang ich heiß in Qualen mich emporzuhalten,
Denn fürchtbar brannte dieser Zeiten Schwüle,
Es lag die Welt im grimmen Kampf zerpalten,
Und zu der Heere keinem konnte ich stehen,
Hier sah ich Wahnsinn, dort Verstocktheit walten!

Dann aber:

Es kämpft sich ein Gedank' in brünst'gem Hoffen
Durch jede Zeit, daß er Gestalt gewinne.
Doch, in dem Staub geboren, weiß er offen
Nicht gleich sein Antlig; Geist und Bild sind zweie;
Verhüllt erst glüht er unter niedern Stoffen.

Durch mißgeschaffner Formen lange Reihe,
Die Seelenwanderung hat er zu vollenden,
Bis er verklärt erglänzt im Lichte der Weisheit!

In dieser Gewisheit nennt sich der Dichter einen Poeten der Freiheit, die eins ist mit edelster Humanität. Vergleichen wir damit, was zum Beispiel der treffliche Max Waldau, der ursprünglich von andern politischen Grundsätzen als Geibel ausging, im Widmungsworte zu „Cordula“ den „Lumpenwaiklingern“ und „Lumpenwelsen“ entgegenruft, so ist wohl Hoffnung vorhanden, daß sich auf diesem Boden und in diesem Ringen nach Humanität zuletzt alle besseren Geister des deutschen Volkes begegnen werden!

Geibel hat in seinen „Terzinen“ zugleich den schönsten Protest der Kunst gegen die Anmuthung sich „am Kampf des Tages“ zu betheiligen, niedergelegt.

Sehr vortreflich wirken die „Sprüche“ des Poeten.*) Es sind kurze, treffliche Lebensmaximen und Kunstregeln, von denen sich unsere Ueberweisen und Rigoristen einige zum Muster und zur Nachachtung nehmen könnten:

„Sonne dem Herbst zum Eigenthume
Den blässern Kranz doch, der ihn schmückt,
Ist denn die Ulster keine Blume
Weil dich die Rose höher entzückt?“

Ziehen wir die Summe des Ganzen, so bewahrheitet sich der Ausdruck eines andern Beurtheilers: daß Geibel, mit diesen „Neuen Gedichten“, den vorzeitig gewährten Ruhm vollständig und unantastbar errungen und seinen Platz in der Geschichte deutscher Dichtung wohlverdient habe. Eine kräftige Lebens- und Strebensfülle, eine Schaffenslust und eine vollendete Plastik bei wirklich tiefem und großem Inhalt, werden diesen Dichtungen unter den Schöpfungen des Poeten den ersten Rang sichern.

Ein Dichter aber, der wie Geibel mit jedem Werke in gewisser Beziehung einige, und im ganzen so höchst ersichtliche Fortschritte gethan hat, kann nicht nur der unbedeutende und kurz abzulehnende Sprachvirtuos sein, zu welchem er von vielen Kritikern — unter ihnen selbst ehrlichen und wohlmeinenden — gestempelt worden ist. Es lebt vielmehr in Geibel jener Geist fortschreitender Bildung und gesteigerter Entwicklung, der, sobald er in vielen Talenten wach und rege ist (wie er es im gegenwärtigen Momente zu werden scheint), neue Blüthe der Kunst vorbereitet.

Den Erfolg aber, den Geibels neue Gedichte erringen, mögen wir als eine Bürgschaft ansehen, daß das Publikum mit seinen Dichtern wächst, und in wenigen Jahren den sich bildenden epischen und dramatischen Talenten, den kraft- und gehaltvollern Lyrikern Beifall spenden wird — trotz der abgeblasenen Theatralik, aber auch trotz der „Geistreichen“, für welche die Poesie ein „überwundener Standpunkt“ sein soll! —

*) Vergessen wir nicht seine „Ada“, die Tagebuchblätter, die den Namen seiner jüngst geschiedenen jugendlichen Gattin führen, die wir, mit Moriz Carriere, für das Innigste und Ergreifendste halten, das Geibel je gesungen hat. — (Vergleiche „die Poesie des Geistes“ von Moriz Carriere, im „Frankfurter Museum“ 1857 Nr. 5.)

Aus Wien.

Von J. A. Zellner.

Franz List, der Symphoniker.

List, der oft verlegerte, verhönte, bei jedem Anlasse Berunglimpft, geradezu mit dem Titel „Zukunftsnarr“ beehrte Sündenbock der gesammten Wiener Tages-Journalistik, der Hälfte des Publikums und von zwei Dritttheilen der Fachmusiker, hat hier mit zwei Orchesterwerken einen Triumph gefeiert, wie ihn eine Schaar von lauter unbedingten begeisterten Verehrern nicht glänzender hätte bereiten können. Der Sieg war um so vollständiger, als die Opposition eine großartige war, nichtsdestoweniger aber — so oft sie ihre Stimme erhob, von dem fort und fort ausbrechenden Jubel zum Verstummen gezwungen wurde. Wir haben einen so anhaltenden, fanatischen Beifall, wie er nach der Ausführung seines ersten „Clavierconcerts“ und der „Préludes“ losbrach, selten gehört. Das will viel sagen, ja das sagt ungeheuer viel, wenn man bedenkt, daß unter den Tausenden, die da versammelt waren, nicht zehn Menschen mit einer dem Componisten günstigen Meinung ins Concert gingen. List mußte sich ein von Feinden besäetes Terrain erobern, er mußte Widersacher bekehren, die nicht unparteiisch zu richten, sondern mit der festen Absicht: zu verurtheilen gekommen sind. Unter solchen Umständen gilt jedes Bravo für zehn, jeder Handschlag für Hundert.

List erlebte eine eklatante Genugthuung. Es war zu erwarten, daß sich die Galle der über Bord gestoßenen Opposition in den Zeitungen Luft machen werde. Jede Leidenschaft, so auch der Haß macht aber blind und — dumm. Oder kann man in jenen über das List'sche Clavierconcert gefällten Urtheilen, welche dasselbe mit der Romberg'schen Kindersymphonie vergleichen, oder als instrumentirte Kagenmusik bezeichnen, etwas anderes, als krasse Bornirtheit erblicken?

Aber genug von diesem Getriebe hohler Aufgeblasenheit, die sich nur so lange am Markte erhalten kann, bis das Publikum selbst kommt, sieht, erkennt und richtet. Ist es eine Kunst, Werke zu verdächtigen, herabzusetzen, lächerlich zu machen in den Augen eines Publikums, das noch nicht Gelegenheit hatte, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen? Dieses Getriebe hat nun sein Ende erreicht.

Im ersten Spirituelconcerte war es, wo List's Clavierconcert zum ersten Male und somit die

erste, der neuesten Aera des Symphonikers List entsprossene Frucht der Oeffentlichkeit im weitesten Sinne vorgeführt wurde. Um dieser That willen, wollen wir es mit der Frage nach den Beweggründen zu diesen Concerten minder strenge nehmen. Wir müßten sonst bemerken, daß man von Jedermann, der sich anschickt, eine Rede zu halten, vernünftigerweise annehmen müsse, er habe etwas zu sagen, was noch nicht gesagt wurde, oder in Erinnerung zu bringen, was schon vergessen worden. Orchesterconcerte können eben so nur durch das Bedürfniß, einem oder dem andern, oder Beiden diesen Fällen analogem Zwecke zu entsprechen, ihre Rechtfertigung erhalten. Das Bedürfniß, das die beiden Spirituelconcerte der „Gesellschaft der Musikfreunde,“ die viel von einem Impromptu an sich haben, hervorrief, scheint uns im Ganzen ein mehr materielles denn künstlerisches zu sein. Beethoven's C-Duverture und Mendelssohn'sche „Lobgesang,“ so dankenswerth ihre Vorführung unter andern Gesichtspuncten erscheinen möge, wurden weniger aus künstlerischer Nothwendigkeit, sondern hauptsächlich nur deshalb gewählt, weil sie erst vor Kurzem gegeben wurden, daher so zu sagen noch auf dem Repertoire standen, schnell zur Hand waren und keine besondere Mühe noch Vorbereitung erheischten.

Das Clavier-Concert war uns schon durch seine Aufführung in den Haslinger'schen Novitäten-Soiréen der Hauptsache nach bekannt geworden. Das Imposante der Anlage, die polyphone Durchschlingung der Motive traten aber in ihren charakteristischen Färbungen durch die Instrumentation erst in ihrer eigentlichen und vollen Geltung hervor. Die Wirkung der Clavierstimme — von Herrn Bruckner mit eben so vollendeter Bewältigung der enormen technischen Schwierigkeiten, als schwungvoller, gediegener Auffassung gespielt — erschien durch den Contrast mit dem Orchesterklange erst in ihrer wahrsten Selbstständigkeit, während sie im Arrangement für 2 Claviere durch die Identität des begleitenden Diapasons beeinträchtigt wird. Die Eigenthümlichkeit der List'schen Instrumentirungskunst besteht in einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Klangfarben, in einer Mäßigung, die jedem Instrumente seine volle charakteristische Wirkung bewahrt. Das Orchester wird bei ihm fast nie zur Masse verschmolzen, sondern erscheint stets als das Zusammenwirken selbstständiger, zu bald einmüthigem, bald verschiedenartigem Aussprechen sich vereinigenden Organe. Mag sich daher die Schall-

gewalt noch so sehr gipfeln, mag die Summe aller Stimmen in der vollsten Stärke ertönen, so klingt auch das größte Fortissimo nie roh, massiv, es wird nie lärmend, sondern giebt sich stets nur als Fülle, als Ausdruck edler Kraft, die dem Zuhörer imponirt, ihn aber nie verlegt.

Noch mehr als in dem Clavier-Concerte — tritt diese reiche Gliederung des orchestralen Organismus in den „Preludes“ zu Tage, welche in dem 3. Gesellschafts-Concerte zur ersten Aufführung kamen. Man kann sagen, der polyphone Tonkörper wird hier zu einem einzigen Instrumente mit einer unzählbaren Menge von Registern, auf welchen List mit gleicher Vollendung wie auf dem Claviere, spielt. Er bedarf aber diese Vollendung der Handhabung nicht zu Zwecken der Virtuosität, sie ist ihm immer nur das allzeit gefügige, in allen nur denkbaren Beziehungen handliche Mittel, um jede Regung der Individualität auf das Bestimmteste ausdrücken zu können. Was nun die Conception, den poetischen Kern dieser Tondichtung betrifft so muß man gestehen, daß es kaum einen edleren Vorwurf geben könne, als Erdenwallen des Menschen, dessen Pilgerfahrten den verschiedenartigsten Phasen, eben so viele Vorspiele zu jenem großen Gesange sind, deren erste und feierliche Note der Todt anstimmt. Die Preludes sind Programmmusik; nennen wir sie aber „Symphonie des Lebens“, so bedarf es keiner weitem Erklärung ihres Inhalts. Kürzer kann dieses wohl nicht angedeutet werden. Ist ein poetischer Inhalt der Instrumentalmusik zulässig? Statt einer Antwort verweisen wir auf die Pastoral-Symphonie Beethovens, die ebenfalls in diesem Concerte aufgeführt wurde. Besteht eine Nothwendigkeit, den Zuhörer von dem Inhalte a priori zu informiren? Bei der Pastoral-Symphonie ist unseres Erachtens — abgesehen davon, daß ihr Inhalt schon fast Jedermann bekannt ist — die Mittheilung insofern erläßlich, als beinahe durchgehends äußerliche in der Natur gegebene, sonach leicht erkennbare Vorgänge, wie Gewittersturm, Windesgeheul, Kukruf, der Nachtigall sehnsuchtsvolles Ziehen, das Gezirpe der Grille, oder solche, die durch ihren allgemeinen Character keinem Verkennen ausgesetzt sind, wie die idyllische Behaglichkeit im ersten Sage, das geheimnißvolle Rauschen des Baches im zweiten, der Bauerntanz im dritten — zur Schilderung gelangen. Daß also die Nothwendigkeit der Andeutung des poetischen Mo-

tive in den Preludes eine größere sei, spricht nicht nur nicht gegen dies Princip, sondern vielmehr für die vergeistigte Anwendung desselben. Uebrigens diene allen etwaigen Gegnern dieses Principis zur Beruhigung, daß die Preludes nicht mehr und nicht weniger Programmmusik sind als z. B. die Mendelssohn'schen Concert-Ouverturen.

Sie ist aber Jenen nothwendig, der in die geheimsten, tiefsten Intentionen des Tondichters dringen will, insbesondere aber ist diese Kenntniß das, wenn nicht gerade bedingende, doch wesentlich erleichternde Medium zur Orientirung in einer Form, die vollkommen aus dem vorschwebenden Gegenstande herausgebildet wurde, daher mit bereits gebrauchten Formen keine Analogien zeigt.

Für den Augenblick müssen wir es bei diesen Andeutungen bewenden lassen. Wir kommen auf die Preludes wie überhaupt auf die symphonischen Dichtungen Liszt's, ihren Standpunkt und ihre Bedeutung nächstens zurück, um auf diesen Gegenstand erschöpfender eingehen zu können. Jetzt nur noch so viel, daß unserer Uebersetzung zu Folge die Werke Liszt's und mithin die neue Richtung auf hiesigem Boden eine feste Basis gefunden haben, aus der sie weder Neid, noch Untriebswesen, noch Galle und der Zorn zanksüchtiger Schreier verdängen werden. Liszt hat sich sein Terrain ehrlich erobert; daß er sich in dieser mit Sturm gewonnenen Gunst der nunmehr zu ihm stehenden Majorität des Publikums immer mehr befestigen werde, ist gewiß.

Musikalische Plaudereien aus Zürich.

III.

H. Vorüber war die Rosenzeit und die Lilien des Winters bedeckten Berg und Thal; verstummt waren alle Sängere der Wälder und Auen. Nur die Kunst bot uns Rosen und spendete viele andere Blumen; die Singvögel des Theaters, der Vereine und der Salons schrieten und schmetterten und zwitscherten und säuselten desto lebhafter und fröhlicher oder desto sentimentaler und verliebter durcheinander, daß es da und dort eine Wonne war zuzuhören.

Der Ulrich'sche Moniteur verkündete endlich, daß die Musikgesellschaft ihren Frühling-, Sommer- und Herbstschlaf glücklich überstanden habe: die interessantesten Tonblüthen Zürich's die Abonnements-concerte, begannen sich wieder zu entfalten. „Spät

kommt ihr, doch ihr kommt!“ Seid uns herzlich willkommen! Neun Monate — das war eine lange Pause für den Züricher Musikdurst und für den Durst der Züricher Musiker; neun Monate — für jede Muse einen Monat, da kann man sich wahrlich auf das Beste stärken um das Größte zu leisten; neun Monate — und siehe, es ward uns ein „Kindlein geboren“ das freilich bisweilen noch etwas absonderlich zappelte und disharmonisch schrie; es ward uns aber ein Kind geboren, ein starker, lebensfrischer Junge, aus dem was Rechtes werden kann und — Ach! wer freute sich nicht, wenn dieses himmlische Glück begegnete und ginge dabei auch nicht Alles sauber und glatt, alles so recht nach Herzenswunsch!

Die Astrologen behaupten zwar, die Constellationen seien zur Stunde sehr ungünstig: Trüb und nebelicht, bald stürmisch und unglückdrohend sei die Zeit, und der weltzerstörende große Komet, Materialismus genannt, stehe vor der Thüre und mache Miene, die Feen und Genien, und wie die kleinen und großen Geister alle heißen, jählings zu vertilgen; die Banknoten seien gesuchter als die musikalischen, die groben Noten der Diplomatie stören jeden feinern Musikgenuß und das wirre Geräusch der industriellen Unternehmungen und der Eisenbahnbauten und Eisenbahnfrequenzen dringe bis in die Concerte.

Wir glauben nicht an all den blauen Dunst der Unglückspropheten und treten voll froher Zuversicht in die heiligen Hallen der Kunst, genannt Casinosaal: Ein stattliches Orchester von 40 Vielnamigen steht und sitzt uns gegenüber, an der Spitze, freundlich wie immer, der alte liebe Hauptmann Alexander Müller, der Vielgeprüfte, der Vielbewährte. Unter seinem Marschallstabe paradiren bekannte Krieger und Sieger, doch auch mancherlei Neulinge für diese, vielleicht für jede musikalische Wahlstatt.

Laßt uns einmal hören! — Welch fürchterlicher Höllenspektakel! Das piepst und kreischt, das schrillt und pfeift, das schrummt und brummt, das schwirrt, schnurrt und schnarrt, das donnert, schmettert und wettert, als gelte es die improvisatorische Darstellung des Weltuntergangs oder die leidenschaftlichste Kagenferenade für ein mißliebiges Lästermaul. Das ist die polyphonste Symphonie der Gegenwart und zugleich eine fuga der Zukunft, unter Direktion des Herrn „Concertmeisters“; sie wird im gewöhnlichen Leben das

Einstimmen des Orchesters genannt. Die Geigenden und Bläsern fühlen sich nicht genirt und produciren solchen Ohrenschmaus, ihre Organe malträti- rend, recht *con amore* und wir wollen ihnen die Freude daran auch gerne lassen; namentlich jene sollen sich nur recht tapfer heruntummeln, die später so leicht kleinlaut und allmählich mäuschenstill werden und zu guterlegt vor lauter Eifer ihren Gesang völlig vergessen. Wer es aber noch nicht weiß, dem wollen wir sub rosa es ganz heimlich zuflüstern: Gerade die schlechtesten Musiker sind's, welche die längste Zeit auf die Stimmung verwenden, um am Ende erst recht — nicht zu stimmen! Krägt und quikt nur tapfer darauf los, so ist „jung gewohnt und alt gethan“ „doch fangt das Gute wacker an“! Ihr stört Niemand: die Damen schweben in höhern Sphären und beneiden und — hecheln die eleganten und geschmackvollen Toiletten, und die Herren inspiziren die Tadellosigkeit ihrer *glacés* und *inexpressibles* und — kritisiren die Damen, oder sie seufzen und bewundern stillselig die Lieblinge ihrer Herzen. Nachdem diese beliebte unvermeidliche Overture (die nicht auf dem Programm steht, weil man nicht weiß, wer sie erfunden) eine hübsche Zeit dauerte, wird die Parole ausgetheilt, es ertönt die Battuta auf der Holzharmonika und die Symphonie beginnt.

Die Symphonie ist die Oper der Instrumente. Gleichwie die Poesie in ihrer höhern Entwicklung dem Drama zustrebt und darin den Höhepunkt findet, so gipfelt sich die Instrumentalmusik in genannter Kunstform, die wunderbarste Blütenpracht entfaltend. Alles was so tausendfach das Menschenherz in seinem Tiefinnersten bewegt und erhebt, erheitert und erschüttert, das Große, Edle und Schöne, das Wunderbare, Erhabene und Ueberirdische, das Tragische und das Naive, das Dämonische und das Komische, mit einem Worte, jede Seelenthätigkeit findet in ihr eine lebendige musikalische Darstellung und selbst das unbedeutendste Instrument hat einen wichtigen Antheil an dem dramatischen Ausdruck dieser Gemüthsbewegungen. In solchem überaus großartigen Leben liegt aber zugleich die Schwierigkeit einer vollendeten Ausführung, und je nach deren Resultat wird sie zum geistigsten Gemusse, oder sie sinkt herab zum versimpeltesten Spiele mit unverständlichen Klängen, zur unaussprechlichen Folterbank gräßlicher Langeweile.

Ein Symphonievortrag in erstgenannter Potenz ist nur denkbar von einem Vereine geistreicher Künstler, mit einem Dirigenten ohne Partitur und mit Instrumentalisten ohne Notenblatt.

Ihr lächelt und glaubt wohl, wir beginnen wieder zu phantasiren? Wir sprechen die ernsteste Wahrheit! In Fleisch und Blut muß das darzustellende Werk übergegangen sein, um ausströmend aus Kopf und Herz, als Geist und Gefühl die Zuhörer wunderbar zu durchschauern!

Kennt ihr solch wonniges Beben der Nerven, diesen unaussprechlichen Zauber der Musik? Ja? Dann werdet ihr begreifen, was wir meinen. Kennt ihr ihn nicht, dann weihen wir euch unser Mitleid: ihr entbehrt den höchsten, reinsten Genuß im Leben des Menschen. O ihr Armen! Seid ihr auch die reichsten sogenannten Kunstfreunde, und seid ihr die fingerfertigen Virtuosen, entfernt euch aus den Tempeln wahrer Kunst, denn euer Mäcenat und eure Musik ist eitler, verderblicher Lug und Trug! Höret auch kein Wort, das wir sprechen; den Sinn würdet ihr doch nie erfassen, und mühtet uns für einen Narren halten, während wir uns schmeicheln, eine recht klare, nur bisweilen noch etwas zu profaisch nüchterne Welt- und Kunstanschauung zu besitzen.

Bei der angedeuteten Inhaltsumendlichkeit der symphonischen Dichtungen wird erkenntlich, welche Geistesfülle und Originalität den Tonsetzer beseelen müssen, der solche Werke hervorbringt, und betrachten wir Quantität und Qualität derartiger Schöpfungen deutschen Geistes, so sinken wir bewundernd davor zur Erde. Ihr, die ihr euch groß dünkt, weil euch vielleicht einmal ein kleines Liedchen gelungen, kommt her und seht und lernet bescheiden euer Nichts solcher Macht gegenüber erkennen! Haydn, der in gemüthlicher und heiterer Naivetät Uner schöpflische, welcher vor bald hundert Jahren (1759) die erste Symphonie erdachte, hat neben Tausenden anderer Kompositionen, deren 118 gezeugt und die meisten, kommt gleich manchmal ein allerliebtestes kreuzfideles Böpschen zum Vorschein, brauchen sich vor eben so viel, und noch vor viel mehr, der neuen Symphonien keineswegs zu verbergen^{*)}. Mozart erhob diese Tonform zum erhabenen Dome der Instrumentalkunst und Beethoven vollendete sie auf das Großartigste und Herrlichste, die Spitze der

Pyramide in den Himmel hineinbauend und wir stehen verstummend vor diesem gothischen Tempel und finden die reichste aller Sprachen zu arm, um ihn würdig zu schildern.

Haydn, der Lyriker, gab uns Liebe, freundliche und feine Zeichnungen, Mozart, der Epiker, spendete lebendige, geist- und seelenvolle Gemälde, Beethoven, der Dramatiker, erschuf gestaltenreiche, plastische Kunstwerke von riesigem Umfang und Inhalt. Wir kennen sehr Bedeutendes, was z. B. Mendelssohn, Schumann, Gade und Andere in dieser Art hervorbrachten und huldigen demselben achtungsvoll. Viele Andere spielten auch „Großgeisterles“ aber auf bequeme Weise: sie autographiren mit derben Griffeln die Grazien Haydn's, schneiden Mozart mit Zimmermannsarten in Holz, modelliren nach Art gemeiner Töpfer Beethoven fragmentarisch in Gyps; beschmierern zu guterlegt ihre Siebensachen faustdick mit den buntesten Farben, nennen sie dann mit Recht „Thongemälde“ und erfinden dazu noch allerlei pikante Namen: Requiescant in pace!

Die himmelanstrebenden Pfade unseres klassisch-romantischen Eldorado sind schwer und mühsam zu wandeln und selbst der Ortskundige geräth dabei leicht auf vielfach verschlungene Irrwege. Nur urkräftige Naturen wagen sich ungestraft auf die Schwindelhöhe der Gletscherspitzen und der kühne Adlersflug über diese und über Nebel- und Wolkenbildungen hinaus, mislingt nicht bloß den diebischen Spagen, sondern auch andern respektabler Gefiederten und den mit Zug und Recht beliebten Sproßern. — Kaum hat das Genie eines Kolumbus zum Glück und Segen der Menschheit eine neue Welt entdeckt, stürzen räuberisch plündernd die Unbefriedigten, die Welterschmerzler darauf los, um sie selbstständig auszubeuten. Nomadengleich schwärmen sie rastlos durch alle Fluren, durch ihr Gebahren das Wohl des fremden Kunst-Landes zertrümmern, seinen Ruf allerwärts gefährdend: Nur wenigen gelingt es, als kulturfördernde Ansiedler sich für die Dauer festzusetzen. —

Das Beste, was wir über die hiesigen Aufführungen der Symphonien melden können, ist, daß Dirigent und viele seiner Organe sich wahrnehmbare Mühe geben; wer sich hiermit begnügen kann, der thu es immerhin, gehe stillvergnügt nach Haus, ziehe die Mütze über seine Ohren und singe die beliebte Philister-Marschallaise „Freund ich bin zufrieden, geh' es wie es will!“

Die Kunst verlangt mehr! Allein dieses Mehr konnte man nicht leicht erzielen, weil das Ergebnis eines kurzen Zusammenspiels nur ein kleines sein kann. Die Schattenseiten der Produktion wurzeln in der Organisation des Instituts, in der überaus schwachen Qualität der Sekundviolin, gegenüber der sehr tüchtig besetzten ersten Geige, in dem Nichtstimmen der Blasinstrumente und in der durch die Theaterschule erzeugten Unaufmerksamkeit und Verwilderung im Müncenwechsel. — Insbesondere da, wo nicht die Kraft der Massen, sondern die Zartheit der Melodien, die Feinheit des Farbendustes, die Leichtigkeit und Ziellichkeit der Tongewebe und noch viele solche Sonnenstrahl-, Mondschein- und Sternenlichtgebilde der Neuzeit vorwiegend auftreten, ist, wie wir bereits andeuteten, selbst mit der fehlerfreien Technik nichts erreicht. Unsere Kunst, die himmelentsprossene, ist auf der Erde unbescheiden; sie verlangt noch mehr: der heilige Geist der Musik, der hehre, lebendige Athem Gottes giebt allein die letzte höchste Weihe!

Diesen zu begreifen, keusch und rein zu erfassen und als unentziehbares Palladium das ganze Leben treu zu bewahren, das ist und bleibt das Endziel der Tonkunst!

Wie schwer aber, nur seine äußere Erscheinung zu erkennen, wollen wir als Schluß dieses Adagio's in unserm dritten Symphoniesage durch eine vor Jahren erlebte Jagdscene — bildlich darstellen.

Eine Schaar munterer Knaben erblickte einen Falter mit prächtig schillerndem Farbenspiel. Ein Apollo! riefen sie entzückt; den müssen wir uns erjagen! Wir haben noch keinen von nahe gesehen und Jung und Alt rühmt seine außerordentliche Schönheit. — Bergauf, bergab stürmt die wilde Jagd und athemlos, doch freudestrahlend hatten sie endlich ihn erhascht. Pfui! welch garstige Raupe! — so spricht im Einklange Aller Mund. Der wunderbare Farbensplanz seiner zarten Flügel war verwischt und der herrliche Schmetterling tölpelhaft erdrückt. Die dummen Jungen ahnten nicht einmal, daß sie selbst diese garstige Metamorphose veranlaßt hatten.

Ein Apollo ist es in der That gewesen, ein Göttersohn, gefeiert gegen irdische Waffen ist er noch, ein unsterblicher Apollo und Felix heißt der Glückliche in der — Entomologie. *)

*) Franciscus aber heißt: der Freie!

Feuilleton.

Weimarische Kunstnotizen.

* * Sonntags Matinéen bei Liszt.

25 Januar. — Keine Matinée, wegen Liszt's Anwesenheit in Gotha, zur Aufführung der Oper „Santa Chiara“ vom Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.

1. Februar. — „Märchenbilder“ von Robert Schumann für Piano und Viola. (op. 113.) gespielt von Liszt und Herrn Kammermusikus Walbrül. — „Variationen“ von Joseph Joachim über ein Originalthema für Piano und Viola (op. 10.) gespielt von denselben. — „5 Lieder“ von Leopold Damrosch (neu, soeben erschienen) gesungen vom Componisten. — Zur Ansicht lagen aus: Piersons Musik zum 2. Theil des „Faust.“ (Klavier-Auszug.) — Concert-Duvertüre von Lassen aus Brüssel (Partitur, Manuscript.)

8. Februar. — „Orpheus“ symphonische Dichtung von Franz Liszt, für Harfe, Piano, Harmonium, Violine und Cello arrangirt von Zellner in Wien, gespielt von Frau Pohl, und den H. H. Bauer, Reubke, Singer und Cosmann. — „Trio“ von Jungmann (neu, Manuscript) gespielt vom Componisten, und den H. H. Singer und Cosmann. — „Sonate“ von Reubke, gespielt vom Componisten. Ein außerordentlich bedeutendes Werk, eine Novität ersten Ranges. Seit Chopin und Schumann kennen wir (natürlich immer mit Ausnahme des Riesenwerkes von Liszt, seiner unvergleichlichen H-moll-Sonate) keine Pianoforte-Sonate, die sich der von Reubke auch nur annähernd zur Seite stellen könnte. Die sehr bedeutenden technischen Schwierigkeiten des Werkes überwand der jugendliche, so reich begabte Componist, mit Meisterschaft.

15. Februar. — Drei „Symphonische Dichtungen“ von Franz Liszt: „Les Préludes“, „Tasso“ und „Mazepa“, vom Componisten für 2 Pianos arrangirt, gespielt von Fr. Riese aus Leipzig (Schülerin von Liszt) und vom Componisten. — „Welfen-Lied“, Concert-Duvertüre von Henry Wittolff (op. 99.) zu 4 Händen arrangirt (neu) gespielt von Liszt und Herrn Lassen aus Brüssel.

22. Februar. — „Nocturne“ von Chopin (op. 48.) für Piano und Violine arrangirt von Damrosch, gespielt von Franz Liszt und Damrosch. — „Les Préludes“, symphonische Dichtung von Liszt, Arrangement für 2 Pianos, gespielt von Herrn und Frau Pflughaupt, aus Peterssburg. (Neue Schüler von Liszt.) — „Jagdchor“ und

„Steprischer Tanz“ aus der Oper „Tony“ vom Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, für Pianoforte transcribirt von Liszt, gespielt von ihm selbst. — „Erstes Concert“ (E-moll) von Chopin, gespielt von Fr. Josephine Elmen aus Prag (Schülerin von Dreyschock.) — „Sonate“ von Reubke wiederholt, auf allgemeines Verlangen.

1. März, 8. und 15. März, keine Matinéen, wegen Liszt's Anwesenheit in Leipzig (zum „Tannhäuser“) und hierauf (unmittelbar nach seiner Rückkehr, am 5. März,) erfolgter Krankheit.

R. P.

Musik.

* * Franz Liszt hat am 26. Februar ein Concert im Leipziger Gewandhaus und am 3. März ebendasselbe Wagner's „Tannhäuser“ in Leipzig dirigirt. Beide Abende waren für Leipzig epochemachend. H. v. Bülow. Das Künstlerpaar von Wilde, ic. wirkten mit. Von Liszt kamen im Concert „Les Préludes“, „Mazepa“ und das erste Klavier-Concert, von Wagner das große Duett aus dem „Holländer“ zu Aufführung. — Ausführliche Berichte darüber in nächsten Nummern. Sie trafen verspätet ein.

Theater.

* Oswald Marbach in Leipzig soll neuerdings eine Tragödie „Medea“ vollendet haben. Wenn es Thatsache ist, daß jeder Aufschwung unsrer Dichtung mit einem Zurückgehen auf die Antike begann, und diese Thatsache allein hinreichte einen solchen Aufschwung unzweifelhaft zu machen, so befänden wir uns im Augenblicke in diesem Falle. Welche zahlreichen antiken Tragödien!

Tempel's „Klytemnestra“, Salms „Iphigenia“, Kettes „König Saul“, Herrsch's „Sephonische“, Anschütz's „Brutus und sein Hans“ (von Wien aus angekündigt) und dazu noch die Marbach'sche „Medea“. — Laube läßt gegenwärtig auch Grillparzer's antike Trilogie „das goldne Vließ“ neu einstudieren. Sie ist dazu wohl mehr berechtigt, als viele modernern „Antiken“.

* Die besten Mitglieder des Dresdner Hoftheaters (mit Ausnahme der Berg und Emil Devrients, der noch immer das dortige Publikum entzückt) befinden sich auf Gastspielreisen. Davison gastirte in Bremen und Weimar, die Bayer-Büch ist in Wien, Tichatschek sang einige Gastrollen am Chemnitzer Stadttheater, die Rev. ist nach München abgereist. Das Alles muß natürlich binnen kurzen vom dortigen Repertoire empfunden werden.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Nehtes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.